

Gesellschaft



Illustration Simon Schwartz

Heimat, süße Heimat

Vor acht Jahren hatte Josef Käs eigentlich alles erreicht. Er war Professor für Physik und Molekularbiologie an der Universität Texas in Austin, seine Frau leitete dort das Mikroskopiezentrum, und mit ihrer Tochter lebten sie in einem geräumigen Haus mit Seeblick. „Es war super, wie in der Toskana“, erzählt Käs. „Beruflich war ich dort am obersten Ende angekommen und habe mit damals 36 Jahren mehr verdient als heute.“ Im Grunde hätte das so weitergehen können, doch Käs ist wieder in Deutschland – aus freien Stücken.

Heute ist Josef Käs Direktor am Institut für Experimentelle Physik an der Universität Leipzig und erforscht preisgekrönt die Materialeigenschaften von Krebszellen. Seine Frau leitet das Mikroskopiezentrum der Biologischen Fakultät, die Tochter geht zur Schule, und die Familie lebt in einer 240-Quadratmeter-Jugendstilwohnung im noblen Waldstraßenviertel. „Wir sind glücklich in Deutschland, und wir fühlen uns in Leipzig sehr wohl“, sagt Käs, der sein akademisches Leben bis dahin in Deutschland und den Vereinigten Staaten verbracht hatte. Schon vor seinem Physik-Diplom an der TU München 1990 absolvierte er ein Jahr an der Columbia-Universität in New York, promovierte dann aber doch in München, weil ihm die fünf Jahre bis zum Dokortitel in Amerika zu lange dauerten.

Unmittelbar nach der Promotion aber ging Käs nach Harvard und entschied sich drei Jahre später, in Amerika zu bleiben. Damals sei die Frage, zurückzugehen oder zu bleiben, erstmals aufgekommen. Doch ein Angebot, Assistenzprofessor in Austin zu werden, habe die Sache schnell entschieden. Deutschland, das wirkte auf ihn damals bürokratisch, langsam, kompliziert; das damalige Uni-System empfand er als viel zu hierarchisch. „Da war man selbst als Doktor immer noch mentorabhängig und ins System eingebunden“, sagt Käs. „Im Grunde verbringen doch Wissenschaftler in

Bei uns teuer ausgebildete Forscher zieht es ins Ausland? Richtig. Aber die meisten kommen wieder. Den gefürchteten „Brain Drain“ gibt es nicht. *Von Stefan Locke*

Deutschland ihre kreativsten Jahre unter fremden Herren.“

Da war Texas für junge Wissenschaftler wie ihn von anderem Kaliber. Mit Dienstantritt stellte ihm die Universität ein Budget von anderthalb Millionen Dollar für drei Jahre zur Verfügung. „Damit konnte man wirklich durchstarten. Das hat Spaß gemacht.“ Und auf der Karriereleiter sprang er beinahe nach oben. Statt wie üblich nach sechs wurde Käs bereits nach vier Jahren Physik-Professor. „Es gibt dort ein sehr gutes wissenschaftliches Umfeld, in dem man schnell vorankommt.“ Seine Blitzkarriere trug dazu bei, dass ihm die Universitäten Jena und Leipzig kurz nach der Jahrtausendwende Professorenstellen anboten, versüßt mit vier Millionen Mark Forschungsgeld, das die Bundesregierung aus dem Verkauf der UMTS-Lizenzen zur Verfügung stellte – erstmals explizit als Anreiz für Rückkehrer. Käs nahm schließlich 2002 in Leipzig

an („Ich bin ein Großstadtsterben“ und kehrte nach Deutschland zurück).

Eine Ausnahme? Mitnichten, jedenfalls bei Wissenschaftlern. Das fanden die Migrationsforscher Lenore Sauer und Andreas Ette vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in einer detaillierten Untersuchung über deutsche Auswanderer heraus. Das Auswanderungsland Deutschland sei ein Mythos, obwohl sich die internationale Migration der Deutschen seit den siebziger Jahren mehr als verdreifacht habe. Verstärkt durch Berichte und Fernsehserien mit Titeln wie „Auf und davon – Mein Auslandsbuch“ oder „Goodbye Deutschland: Die Auswanderer“ sowie den Alarm mancher „Experten“ und Politiker, konnte man in den vergangenen Jahren den Eindruck gewinnen, Deutschland sei so ziemlich der unattraktivste Arbeits- und Lebensplatz auf der Erde.

Doch davon könne keine Rede sein, schreiben die Forscher. So hätten Länder wie Schweden, die Niederlande oder Großbritannien deutlich höhere Auswanderungsraten. Und schon gar nicht gebe es einen „Brain Drain“, also die Abwanderung der klügsten Köpfe aus Deutschland. Zwar stellten die Hochqualifizierten unter den deutschen Auswanderern mit rund 50 Prozent tatsächlich die größte Gruppe. So arbeiten in den Vereinigten Staaten derzeit rund 20 000 hochqualifizierte Deutsche, in der Schweiz gar 25 000. Doch die große Mehrheit nutzt dies, um den eigenen Horizont zu erweitern und Erfahrungen zu sammeln, aber sie bleibt nur für eine gewisse Zeit der Heimat fern. Allein im vergangenen Jahrzehnt kehrten rund 85 Prozent der ausgewanderten Hochschulabsolventen nach Deutschland zurück; das ist die höchste Quote unter allen Rückwanderern.

Nur rund ein Fünftel bleibt überhaupt länger als fünf Jahre im Ausland, und obendrein entscheiden sich vor allem die „besten der Besten“ für eine Rückkehr. Ette und Sauer sprechen deshalb von „Brain Circulation“ statt „Brain Drain“. Junge Wissenschaftler nutzen das Ausland als Zwischenstation, kommen aber in die Heimat zurück.

Die Volkswirtschaftlerin Nicola Fuchs-Schündeln ist quasi ein Paradebeispiel für diesen Befund. Bis 1999 studierte sie in Köln Lateinamerikastudien und Volkswirtschaft, ging danach zum Promovieren nach Yale, lehrte von 2004 an Volkswirtschaft in Harvard und ist seit einem Jahr Professorin für Makroökonomie und Entwicklung an der Universität Frankfurt am Main. „Dass ich zurückkommen würde, war immer klar, das es schon jetzt passiert ist, eher Zufall“, sagt die Achtunddreißjährige, die einst vor allem wegen der strukturierten Doktorandenprogramme nach Amerika ging. „Dort werden eindrucksvoll Forschungsgrundlagen, Herangehensweise und Methoden vermittelt, und das fand ich gut.“ Während ihrer Zeit in Harvard bekam sie zahlreiche Angebote deutscher Universitäten; die Ent-

scheidung für Frankfurt aber fiel nicht nur, weil die Uni ihrer Meinung nach eine der führenden für Makroökonomie ist, sondern weil dort auch ihrem Mann, ebenfalls ein Volkswirtschaftler, eine Professorenstelle angeboten und ihr bei der Suche nach Kindergärten und Schulen für die drei Söhne geholfen wurde. „Ich war zuvor nie in Frankfurt, wir hatten hier keinerlei Kontakte, und da war das eine prima Sache“, sagt Fuchs-Schündeln.

Freilich ließ Harvard das Paar nur ungern ziehen. Deutschland aber brauche sich nicht zu verstecken, sagt Fuchs-Schündeln. Forschungsbedingungen und Ausstattung der Universitäten seien durchaus vergleichbar, die internationale Einbindung sei heute viel besser als früher. Ihre unmittelbaren Kollegen in Frankfurt hätten ebenfalls einen amerikanischen Dokortitel, und auch die finanzielle Grundausstattung an der Goethe-Universität sei, auch aufgrund der Exzellenzinitiative der Bundesregierung, sehr gut. „Natürlich können wir uns beim Geld nicht mit Harvard vergleichen, wo jeder Doktorand ein Stipendium bekommt, aber die Forschung ist nicht schlechter.“

Das findet auch Josef Käs, der die im Vergleich zu den Vereinigten Staaten in Deutschland zwar geringere, aber immerhin stetige Finanzierung durchaus schätzt. Nach der üppigen Anschubfinanzierung in Austin musste er sich und seine Forschung nach drei Jahren komplett selbst finanzieren, und das hieß, sich permanent um Forschungsaufträge zu kümmern, Anträge zu schreiben, Formulare auszufüllen und immer wieder Absagen zu kassieren. „Die Bürokratie dafür ist dort enorm. Hier dagegen kann ich Lücken auch mal mit den kontinuierlich fließenden Uni-Mitteln überbrücken.“

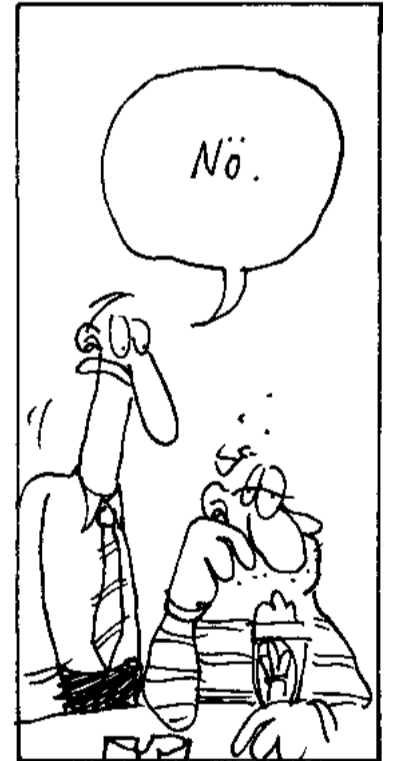
Überhaupt kritisiert Käs das „mangelnde Selbstbewusstsein deutscher Wissenschaftler“ als eines der größten Hindernisse am hiesigen Wissenschaftsstandort. „Deutschland ist gut, wir sind in der Biophysik nicht schlechter als die Vereinigten Staaten, im Gegenteil.“ Die

Deutschen sollten doch endlich aufhören, ständig sehnsüchtig nach Amerika zu gucken. „Dort würde keine Uni auf die Idee kommen, so gut werden zu wollen wie eine andere. Das ist doch kein Ziel, sondern allenfalls, die beste zu sein.“ Das aber habe sich hierzulande vor allem bei Politikern noch nicht herangesprochen, die immer noch Harvard und Stanford als Vorbilder für deutsche Unis ausgeben. „Wir sollten deren Modell nicht adaptieren, sondern auf eigene Exzellenz setzen“, empfiehlt Käs, der im Übrigen genau wie Nicola Fuchs-Schündeln im Ausland die Erfahrung machte, dass der Ruf der deutschen Wissenschaft viel besser ist, als er im Inland häufig wahrgenommen werde.

Möglicherweise ist der Blick von außen auch ein Grund, weshalb viele Wissenschaftler wieder zurück nach Deutschland kommen. Ganz sicher hat der Alarm der vergangenen Jahre dazu geführt, dass Bund, Länder und Institutionen eine schier unüberschaubare Fülle von Programmen initiierten, die durch einen schnellen Anreiz zur Rückkehr bieten können, auch wenn sich einige davon wie Hilfsmaßnahmen für Schwersttauffällige lesen. „Rückgewinnung deutscher Wissenschaftler aus dem Ausland“ heißt etwa ein Programm des Deutschen Akademischen Austauschdienstes DAAD, das „Hilfe bei der beruflichen Wiedereingliederung in Deutschland“ in Form von Fahrtkostenzuschüssen und Rückkehrstipendien offeriert.

Vielleicht aber ist dieser Aufwand auch gar nicht entscheidend, weil sich die meisten aus einem ganz einfachen Grund für eine Rückkehr entscheiden: der Heimat. „Wir haben uns in den Vereinigten Staaten sehr wohl gefühlt“, sagt Käs. „Aber es war auch immer klar, dass wir in Deutschland leben wollen.“ Kultur und Heimat wollten sie nicht aufgeben, zudem ihre Eltern unterstützen und Freunde häufiger sehen. Und auch Nicola Fuchs-Schündeln, die ihre Zeit in Amerika keinesfalls missen möchte, sagt: „In Deutschland fühle ich mich einfach zu Hause.“

AM RANDE DER GESELLSCHAFT



„Es war immer klar, dass wir in Deutschland leben wollen.“: Wissenschaftler Käs (links), Fuchs-Schündeln



Fotos Christoph Busse, Helmut Fricke

FRÖHLICH
Als Komikerin und als Schauspielerin erfolgreich: Annette Frier, Seite 49

FREMD
Der Blick von außen: eine Fotografin über türkische Männercafés, Seite 48

FRISCH
Street-Style-Blogger entdecken Models im Alltag, Seite 51



Pastrami-Genuss	50
Der Gast spricht	50
Kunstmarkt	53
Benaisa-Prozess	54
Herzblatt	54